

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Ernte

[urn:nbn:de:bsz:31-157003](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-157003)



Die Ernte.

Da schwankt der volle Wagen
Herein im Abendglanz,
Hoch oben sieht man ragen
Den blüh'nden Erntekranz.

Und von der Wiese schreitet
Der Landmann frohen Sinns,
Von Weib und Kind begleitet,
Und freut sich des Gewinns.

Im Mittagsstrahl der Sonnen
Wohl war die Arbeit heiß,
Doch ward das Werk be-
gonnen
Und abgethan mit Fleiß.

Die Freude kommt von Herzen
Nach brav erfüllter Pflicht,
Und unter muntern Scherzen
Lacht jedes Angesicht.

Nun gilt's der Ruh zu pflegen,
Der Zug nach Hause geht,
Und schickt für all' den Segen
Zu Gott ein Dankebet.

Mariette.

In einer Gegend Flanderns liegt ein Hügel, von welchem aus man die anmuthigste Aussicht auf die umliegenden Fluren und Dorfschaften genießt. Auf dem Gipfel des Hügel's befindet sich eine schattige Baumgruppe und darunter steht ein einfaches hölzernes Kreuz wenige Schritte von einem Abhange des Hügel's aufgerichtet. Es ist behangen mit halbverwelkten Blumenkränzen. Die ganze Umgegend kennt dies Kreuz und hält es werth, und bekränzt es von Zeit zu Zeit mit frischen Blumen. Die Dorfbewohner nennen es das Kreuz der armen Mariette. Die Inschrift darauf ist zwar schon fast verwittert; man kann aber auf dem Querholze des Kreuzes noch deutlich den Namen „Mariette“ und die Jahrzahl „1814“ lesen.

Vor dem letzten Kriege lebte im Dorfe, gleich in der ersten Hütte, ein armer Tagelöhner, ein fleißiger, braver Mann, Namens Peter Madou. Seine Frau war auch ein rechtschaffenes Weib, und sie hatten nur ein einziges Kind, das war eben die gute Mariette. Es war das schmuckste Mädchen im ganzen Dorfe, und sie arbeitete für Zwei, wiewohl sie erst 15 Jahre zählte. Mariette war erst 8 Jahre, als man ihren Vater zu den Soldaten nahm. Er zog auch mit hinaus in's Feld und hielt sich tapfer, bis ihn die Engländer zum Kriegsgefangenen machten. Vor Gram über diese Nachricht und weil ihr Mann unter den Engländern so gar viel ausstehen mußte, starb die Frau Madou und ließ das Töchterchen als verlassene Waise zurück. Nun freilich nahmen die Leute im Dorfe sich ihrer an, aber die Gefangenschaft des armen Madou wollte gar kein Ende nehmen, und die Nachrichten, die er von einem Jahr zum andern gab, lauteten immer trüger. Er arbeitete auf den Schiffbrücken, wo er wenig oder nichts verdienen konnte, weil er von dieser Art von Ar-

beit nichts verstand. Er mußte recht bitter Noth leiden, und was ihm am schwersten zu entbehren fiel, das war seine Pfeife, denn er konnte nicht einmal die wenigen Sous für Tabak erschwingen. Einmal brachten die Dorfbewohner ein kleines Süm'mchen zusammen und schickten es ihm als Unterstützung. Aber die brave Mariette hatte dazu das Meiste beigetragen, denn sie war, obwohl noch so jung, unermüdetlich in der Arbeit. Freilich war das Süm'mchen nicht bedeutend; was wollen arme Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, zurücklegen? Mariette ermüdete indessen nicht; am Tage arbeitete sie auf dem Felde, des Nachts spann sie — für ihren Vater und für die guten Leute, die ihr Unterkommen gaben. Endlich lief die Nachricht ein, daß der arme Madou vor Kummer und Entbehrungen erkrankt sei. Da hätten ihr den Schmerz des armen Kindes sehen sollen; der Vater in der Fremde, gefangen unter Feinden und krank! Unglückliches Kind! und du müchtest so gern ihm einen Nothpfennig schicken zur Erleichterung seiner Leiden, und vermagst es doch nicht!

Eines Tages kommt ein Handelsmann aus St. Omer in's Dorf, das er öfters zu besuchen pflegte, um allerlei Geschäfte zu treiben. Die Nachbarn bemerkten wohl, daß Mariette sich mit ihm zu schaffen machte und heimlich mit ihm verkehrte. Am Abend kommt sie nach Hause, recht heiter und vergnügt. Es ist schon dämmerig in der Stube, so daß die guten Duval's, bei denen Mariette Kost und Wohnung hatte, nicht gleich bemerken, was mit ihr vorgegangen ist. „Gute Nachricht, Vetter Duval,“ ruft das Mädchen und fällt dem Vetter um den Hals, „ich habe einen guten Handel gemacht; hier sind drei schöne blankte Thaler, die kann ich nun dem kranken Vater schicken.“ Indem kommt die Mutter Duval mit dem Licht in die Stube. „Mein Gott, Mariette, wie siehst Du aus?“ ruft die erschrockene Frau. „Wo hast Du

denn Dein Haar, Dein schönes braunes Haar gelassen?" Mariette schlägt die Augen verschämt zu Boden. "Es ist ja für den kranken Vater," ruft sie schluchzend. Das arme Mädchen hatte so schönes, langes, starkes Haar. Sie hat es sich vom Kopf scheeren lassen und hat es verkauft für diese drei Thaler, um dem kranken Vater einen Nothpennig zu schaffen.

Nach Verlauf von mehreren Monaten kam plötzlich ihr Vater zurück. Niemand im Dorfe wußte von seiner Ankunft; auch Mariette nicht. Hier auf dem Felde, wo das Kreuz steht, arbeitete das Mädchen mit dem Better Duval; es war



um die Erntezeit. Da kommt ein Mann über's Feld geschritten, der fast wie ein Soldat aussteht, mit schmalem Bündel und in abgerissener Kleidung. Der Fremde und Duval sehen sich einander an: "Mein Gott, Mariette, es ist Dein Vater!" ruft der Better. Wie ein Blitzschlag fährt es in das Mädchen; sie stürzt auf den Fremden los, sie erkennt ihn noch, schluchzend, ohnmächtig hängt sie in seinen Armen.

Mariette kam nicht wieder zu sich aus ihrer Ohnmacht. Leblos lag sie in der Umarmung ihres Vaters; die unverhoffte Freude hatte sie — getödtet.

Dort unter diesem Kreuze, auf derselben Stelle, wo die Freude des Wiedersehens sie getödtet, liegt sie begraben, und seit dieser Zeit bekränzen alljährlich an ihrem Todestage die jungen Mädchen des Dorfs ihr Kreuz mit frischen Blumen.

Johanna Sebus.

Was ein weibliches Herz vermag, in dem die Liebe Christi lebendig wohnt, davon zeugt folgende Begebenheit, ein ächtes Beispiel weiblicher Glaubens- und Lebenskraft.

Drunten im Clever-Lande, wo der Rhein durch ein auf seinen beiden Ufern sich weit ausdehnendes Flachland langsam wie ein altermüder Greis dahinfließt, müssen die Ufer durch hohe Dämme geschützt werden; denn nicht immer behält der alte Rhein diese friedliche Gesinnung. Es gibt Zeiten, wo er seine alte, wilde Laune einmal wieder zeigt, und das thut er, wenn auf der weiten Strecke seines Laufes, von der Grenze der Schweiz bis zu diesem der See zuneigenden Flachlande, starke Regengüsse seine Fluthen anschwellen, oder wenn, nach-

dem er eine schwere Eisdecke im kalten Winter getragen, diese endlich mit raschem Thauwetter und starkem Regen bricht.

Solche Zeiten sind schlimm für diese flachen Ufer, trotzdem starke Dämme das breite Rheinbette schützen; denn wenn der Fluthendrang zu mächtig wird, oder die Eismassen, die im Strome treiben, sich irgendwie und irgendwo stellen, so wirft der Strom die Dämme über den Haufen und setzt weilenweit das Land und die menschlichen Wohnstätten unter Wasser, ja es kann sogar kommen, daß der ganze Wasserstrom durch einen Dammbrech sich hindurch drängt, sich ein neues Bett sucht, und brausend Alles mit weg setzt, was ihm entgegen zu stehen das Unglück hat, seien es Menschenwohnungen oder was sonst. Nichts setzt ihm dann mehr Schranken, und so weit das Auge reicht, reicht auch die gewaltige Fluth, die ein breiter See geworden ist.

Es ist ein entsetzlicher Anblick, wenn man dann nur die Kronen der Bäume, die Dächer menschlicher Wohnungen, die Thürme und Dächer der Kirchen über die weite Wasserwüste herausragen sieht. Dann fragt das bedrängte Gemüth: Was ist aus den armen Menschen geworden, die dort gewohnt? Sind sie zur guten Stunde gerettet worden oder hat sie der wilde Rhein in seinen Fluthen begraben? Ach, leider sind viele schon die Opfer geworden und viele werden es vielleicht noch, wenn irgend je wieder der Strom seine Dämme bricht und das arme Land heimsucht.

Wer sich des Winters von 1809 noch erinnert, der weiß auch, daß es einer der heftigsten seit vielen Jahren war und nur der von 1812 auf 1813 und der von 1826 auf 1827 ihm gleich kamen. Der Schnee hatte auf hart gefrorenem Lande eine Höhe von fast 1½ Fuß erreicht und sich fest aufeinander gefittet. Der Rhein hatte eine Eisdecke von ungewöhnlicher Dicke und Festigkeit, so daß man darüber hinschritt und selbst beladene Fuhrwerke ohne Gefahr darüber hingingen. Dennoch trat in der Hälfte des Januars Thauwetter ein. Das ungeheure Gewässer des abgehenden Schnees, das, weil sie fest gefroren war, nicht in die Erde dringen konnte, strömte in alle Rinnsale, und so schollen Flüsse und auch der Rhein schnell und mächtig an, die ungeheure Wassermenge hob die dicke Eisdecke empor, daß sie brach und nun daherrauschte in einer Weise, die auch dem Beherztesten bange machte. Die Wasserfluth wälzte die mächtigen Eischollen über einander her und gegen die Dämme. Sollten die Widerstand leisten, so mußten sie felsenfest sein. Das waren sie leider in dem Cleverlande nicht. Unter der Franzosenherrschaft bekümmerte man sich nicht viel um das Wohl des Landes, das nur da war, um Geld herauszupressen und die jungen Männer zu holen, um sie in den unaufhörlichen Kriegen auf die Schlachtbänke zu führen. — Das Wasser stieg mit einer Schnelligkeit und Macht, daß es über die Dämme wegging und das Land oberhalb der Stadt Cleve und den untern Theil der Stadt selbst unter Wasser setzte, ja sie wuchs in dem Maße, daß viele Häuser zu Cleve mit dem Erdgeschosse ganz unter Wasser standen.

War es nun hier schon sehr schlimm, so stand es draußen im Flachlande noch viel schlimmer. Auf manchen Bauernhöfen saßen die Leute auf ihren Dächern, Weiber und Kinder, und schrieten, erstarrt von Kälte und Nässe, um Hülfe. Ihr sämmtliches Vieh war ertrunken, ihre Vorräthe alle zerstört und für das arme nackte Leben keine Rettung, denn das Gewässer unterwühlte die Fundamente der Häuser, daß sie jeden Augenblick ihren Einsturz und dann ihren Tod in den Fluthen erwarten mußten. Und viele stürzten wirklich ein und das Jammergeschrei der Unglücklichen verstummt schauerlich. —